



Die Bibliothek des Wiener Kreises

Vor 100 Jahren entstand an der Universität Wien eine neue philosophische Richtung. Die Nachlässe ihrer Erben sind nun zurück

BERICHT: ANNA GOLDENBERG

„Österreichisch“ hat Kurt Blaukopf auf seine Inskriptionsbestätigung geschrieben, rechts in das Feld neben „Volkszugehörigkeit“. Es ist September 1932, der 18-Jährige will an der Universität Wien Rechtswissenschaften studieren. Österreichisch gibt es nicht, weist ihn der Beamte zurecht. Entweder deutsch oder jüdisch, Blaukopf muss sich entscheiden. Er streicht „österreichisch“ durch und ersetzt es durch „jüdisch“.

In der Universität Wien hatten damals Deutschnationale und Antisemiten das Sagen. Aber nicht nur. 1922 wird der Deutsche Moritz Schlick Philosophieprofessor, er organisiert Diskussionsrunden. Sie nennen sich bald „Wiener Kreis“ und debattieren heftig über die Folgen der Moderne. Die rasante Entwicklung der Naturwissenschaften, allen voran der Physik mit der Entdeckung von Quanten- und Relativitätstheorie, wirft Fragen auf: Wie kann die Wissenschaft die Philosophie, wie die Philosophie die Wissenschaft erklären?

Eine zweite Generation folgt schon nach. Der Student Blaukopf besucht Schlicks Vorlesungen, die Interdisziplinarität fasziniert ihn. Schlick ist studierter Physiker, die wissenschaftliche Zugangsweise will er auf die Philosophie umlegen. Der logische Empirismus besagt, dass die einzig legitime Denkweise die wissenschaftliche, die durch Erfahrung, also Empirie, belegbar ist. Blaukopf liebt die Musik, er spielt Klavier und komponiert selbst. Und fragt sich:

Kurt Blaukopf (1914–1999) gehört zu den wenigen Vertretern der zweiten Generation des Wiener Kreises, die in Wien Fuß fassen konnten. Blaukopf, der Schlicks Vorlesungen besuchte, floh 1938 nach Palästina, kehrte 1947 zurück und gilt als Pionier der Musiksoziologie

Lässt sich Schlicks Denken auch auf die Musik anwenden?

Schlicks Ermordung 1936 und der „Anschluss“ Österreichs an Nazi-Deutschland 1938 zerstören den Wiener Kreis, bevor die nächste Generation groß werden kann. Der 24-jährige Blaukopf flieht nach Palästina, andere tragen die Denkschule in die USA. Und in Österreich? Viele Jahrzehnte lang gibt es wenig Interesse an dem Erbe. Erst 1991 wird das Institut Wiener Kreis als außeruniversitärer Verein gegründet, 2011 übernimmt ihn die Universität Wien.

Und seit vergangener Woche hat die Fachbereichsbibliothek für Philosophie und Psychologie der Universität Wien rund zehntausend Bücher in seinem Bestand, die allesamt von der zweiten Generation des Wiener Kreises stammen, der stets fernab Wiens existieren musste. Die Bücher von Blaukopf sind darunter, der 1947 nach Wien zurückkehrte, schließlich das Institut für Musiksoziologie an der heutigen Universität für Musik und darstellende Kunst gründete und 1999 starb. Die Sammlung ist eine Dauerleihgabe des Instituts Wiener Kreis und eine symbolische Geste der Wiedergutmachung. Welche Bedeutung hat diese Bibliothek?

„Es handelt sich um vertriebene Vernunft“, sagt der Historiker und Philosoph Friedrich Stadler, der das Institut Wiener Kreis gegründet hat. Neben der Bibliothek von Blaukopf und seiner Frau Hertha sind unter anderem auch die Bücher der Kunst-

historikerin Hilde Zaloscer, die mit dem Wiener-Kreis-Mitglied Otto Neurath zusammenarbeitete und 1936 nach Ägypten floh, darunter jene von Kurt Rudolf Fischer, der als 16-Jähriger den Nazis entkam und später den „geistigen Anschluss“ Österreichs aufbereitete, und von Eugene T. Gadol, der mit 18 Jahren floh, sich in den USA als Philosoph einen Namen machte und später die Philosophie Ernst Cassirers nach Wien brachte. Sie identifizierten sich mit dem Wiener Kreis, blieben in ihrer Heimatstadt aber – bis auf wenige Ausnahmen – akademische Außenseiter. „Was sie eint, ist, dass sie interdisziplinär dachten und überzeugt waren, dass die Methoden wesentlich für die Erkenntnis sind“, sagt Stadler.

Schon vor Jahrzehnten hat diese zweite Generation aber ihre wissenschaftlichen Bibliotheken Stadlers Institut vermacht. Bis vor kurzem lagerten die Bücher dort, sie waren nicht katalogisiert, nicht geordnet. „Nur wer wusste, was vorhanden ist, konnte sich orientieren“, erzählt Stadler.

Ein Buch ist nur wertvoll, wenn es gelesen wird. Das macht solche Sammlungen so interessant – lässt sich doch durch die Kombination an Werken, durch die Widmungen und Randnotizen an den Seitenrändern besser verstehen, wie ihre Besitzer gedacht und gearbeitet haben. Es macht solche Sammlungen aber auch teuer. Denn gelesen wird ein Buch nur, wenn man weiß, dass es da ist. Und dafür braucht es Kataloge, Karteien, Nachschlagmöglichkeiten.

Um 300 v. Chr. fertigte der griechische Dichter Kallimachos den wohl ersten Bibliothekskatalog der Welt an, als er die Bibliothek von Alexandria ordnete. Rund 40.000 Schriftrollen soll es dort gegeben haben. Kallimachos schrieb ein weiteres Buch, in dem die Werke nach Gattungen und Autoren aufgelistet waren. Sein Katalog umfasste 120 Schriftrollen. Es muss viel Arbeit gewesen sein.

Die Digitalisierung hat Kallimachos' Aufgaben vereinfacht. Zumindest etwas. Als 2019 die Nachlässe als Dauerleihgabe an die Fachbibliothek gingen, beschäftigte sich zwei Jahre lang eine Angestellte mit der sogenannten Mediienschließung. Wie viele Bücher waren es überhaupt? Dazu werden die Laufmeter geschätzt. Dann doppelt vorhandene Werke aussortiert und die Titel in das Bibliothekssystem aufgenommen.

Bibliotheken im deutschsprachigen Raum arbeiten gemeinsam an Datensätzen, in denen alle Informationen zu den Werken enthalten sind. Zunächst wird also abgeglichen, ob ein Datensatz zum Buch bereits vorhanden ist oder er neu erstellt werden muss. Auch die Widmungen und „Ex Libris“-Stempel wurden vermerkt. Nach der „Sacherschließung“, also der Unterteilung in Unterkategorien wie Logik oder politische Philosophie, folgt die „Adjustierung“: Jedes Buch erhält ein Etikett.

„Bei jedem Institutsmitglied, das in Pension geht und seine Bücher dem Institut überlässt, wird genauso vorgegangen“, sagt Sonja Fiala, die seit vier Jahren die Fachbereichsbibliothek leitet. Mit dem Ergebnis, dass die Universität Wien an ihren Bibliotheken insgesamt 7,7 Millionen Buchexemplare besitzt, der österreichische Bibliothekenverbund der wissenschaftlichen und administrativen Bibliotheken ganze 30 Millionen Bücher.

Zehntausend sind nun neu dabei, sie knüpfen an ein verlorenes Erbe an. Jetzt muss sie nur noch jemand lesen.